

REZENSIONEN ACHTUNG: DIE SCHWEIZ

NEUE ZÜRCHER ZEITUNG • 29. JANUAR 1955

Ein fragwürdiges

Pamphlet

Neue Zürcher
Zeitung

29 Jan. 1955

Nr. 255

Die Broschüre, die wir vor uns haben, kündigt sich anspruchsvoll an: «achtung: die Schweiz. Ein Gespräch über unsere Lage und ein Vorschlag zur Tat.» Es handelt sich um die schriftliche Fixierung der Ergebnisse einer Diskussion zwischen Lucius Burckhardt, Max Frisch, Markus Kutter (unter Zuzug der Architekten Rolf Gutmann und Theo Manz sowie zweier Vertreter der Wirtschaft, eines Staatsbeamten und eines kantonalen Parlamentariers). (Basler politische Schriften 2, Verlag F. Handschin.) Diese ehrenwerte Gruppe besorgter Zeitgenossen hat sich also mit «unserer Lage» befaßt und einen «Vorschlag zur Tat» herausgefunden. Nehmen wir die positive, konkrete Seite vorweg! Die Leute wollen im Jahre 1964 eine neue schweizerische Landesausstellung veranstalten, die sich aber in wesentlichen Dingen vom üblichen «Ausstellungsrummel» und von einem «Propaganda-Schweizchen» unterscheiden soll: Eine Stadt, eine völlig neue und dauerhafte Stadt soll gebaut werden, die in ihrer ersten (und vielleicht auch letzten) Phase zum Wallfahrtsort des Volkes wird wie «die bisher letzte schweizerische Manifestation», die Landesausstellung 1939, aber primär den noch fehlenden Lebensstil unserer Generation demonstrieren und entwickeln soll:

«Fangen wir an — wir, das heißt: alle, welche die Schweiz nicht für eine Mumie halten — zum Beispiel: Irgendwo in der Schweiz, wo heute noch kein Haus steht oder nur eine alte Scheune, aber keine Siedlung, die den trügerischen Anschein erweckt, daß hier bereits etwas Städtebauliches geschehen sei, irgendwo in einem nicht allzu nassen Ried oder in einem nicht allzu engen Tal, irgendwo jedenfalls, wo es keine historischen Heiligtümer hat und wenn möglich auch keine Gletscher, irgendwo in unserem lieben Land der Freiheit stecken wir vier Stecken, die etwa drei oder vier Quadrat-kilometer umzirkeln, und bauen endlich die Stadt, die der Schweizer braucht, um sich in diesem Jahrhundert einzurichten.»

Die Stadt soll natürlich nach allen modernen Schikanen eingerichtet werden: Musterschlachthaus, Musterbäckerei, Mustergaragen, Musterbäder, Musterschulen — die Mustermenschen, die uns vormachen, wie man sich in diesem Jahrhundert einrichtet, müssen ja in dieser Musterstadt mit ihrer vollkommenen Harmonie von Verkehr und Wohnen, von Industrie, Gewerbe und öffentlicher Verwaltung, von Arbeit und Erholung wie Pilze nach einem warmem Sommerregen aus dem Boden sprießen. Doch lassen wir den Spaß beiseite: Auf den ersten Blick hat die Idee einer Städtegründung, einer «creatio ex nihilo», etwas Verlockendes, besonders in ihrer Verbindung mit einer Landesausstellung. Warum soll der nüchterne Schweizer nicht auf den Vorschlag ansprechen, die in einer nationalen Ausstellung zu investierenden Gelder für bleibende Werte anzulegen? Warum soll nicht an die Stelle der «Schaus» das «Werk» treten, die konstruktive Tätigkeit, die sich die letzten Erkenntnisse und Errungenschaften der Planung, der Architektur und der Technik zunutze macht? So wird man, selbst nach den notwendigen Abstrichen an den hochfliegenden Musterskizzen, den «Vorschlag zur Tat», soweit er sich auf die Gründung einer exemplarischen Stadt (für 10 000 bis 15 000 Einwohner) bezieht, sympathisch und prüfenswert finden.

Im Vordergrund steht aber nicht eine neuartige Substitution der Ausstellung, ein Land-Ersatz, sondern die geplante Mittelstadt als Ausdrucksform und Vorbild unserer Epoche. In diesem Anspruch liegt Kritik und Absage. Man will die Stadt nicht an eine bestehende, vielleicht noch schlafende

Siedlung anknüpfen; die Energien, das Kapital, die Architekten und die Bewohner sollen in ein «terra incognita» hineingepumpt werden. Das Motiv der Städtegründung ist auch kein wirtschaftliches oder verkehrstechnisches. Von solchen niedrigen Beimischungen der Realität halten sich die Planer fern. Die Stadt kann ihre architektonische, soziologische und politische Mission offenbar nur erfüllen, wenn sie als helvetische Heliopolis frisci aus dem Boden gestampft wird.

Liegt hier nicht eine böse Verwechslung australischer Wüsten mit schweizerischem Siedlungsraum vor? Wir haben Hunderte und Tausende von Ortschaften, vom kleinen Weiler bis zur großen Stadt. Sie alle sind irgendwie entstanden und gewachsen. Weder Großhöchstetten noch Zürich sind an einen Tag geplant worden, und immer waren handfest Bedürfnisse der treibende Motor zur Gründung und zum Ausbau von Siedlungen. Sind diese langsam gewordenen und gewachsenen Ortschaften etwa kein Ausdruck unseres Lebensgefühls? Kann nicht eine aus dem Kopf des Planungszeus entsprungene Stadt uns Vorbild sein? Die Anreger meinen es so. Alle bestehenden Siedlungen sind für sie keine «Tat» mehr, sondern nur noch Museum. Die heutige Schweiz ist saft- und kraftlos. Also muß sie kolonisiert werden. Von denen, «welche die Schweiz nicht für eine Mumie halten».

*

Die «Mumie Schweiz» schüttelt die Pamphletisten bis aufs Mark. Ihr «Vorschlag zur Tat» ist deshalb kein unverbildetes und freudvolles Wagen, sondern ein gezwungenes und mühsam hervor gekeuchtes Fördern, mit dem sie sich und den Land den Ballast einer «bereits überholter Schweiz», einer «lächerlichen Schweiz», einer «Schweiz mit der blinden Emsigkeit der Schildbürger» vom Halse zu schaffen hoffen. Sie wollten keine Broschüre über Städtebau schreiben; sie wollen vielmehr durch ihre Muster- und Schaufensterstadt das Land «zwingen, daß es sich auf seine ideelle und politische Substanz besinnt». Sie entsetzen sich ob der «grauslichen Tatsache, daß wir als Land, seit Jahren aufgehört haben zu denken zu entwerfen». Und darum heißt es richtig: «Unser Ziel ist ein politisches, und bissig: «wobei wir unter Politik eben etwas anderes verstehen als die derzeitige Geistlosigkeit.» Die Städtegründung ist mit andern Worten nur das Reagenzglas, in dem die drei Broschürenschröber vor den Augen einer lethargischen Gegenwart das Wunderelixier der «Lebensform in unserem Zeitalter» schwenken.

Warum ist die Schweiz «lächerlich» und «überholt»? Mit umwölkter Stirne und gesenkter Lanze reiten die Kritiker einmal gegen die heutige Architektur zu Felde. Was in diesen Jahren gebaut wurde und wird, ist «Unfug». Wir bauen «in dörflichen Maßstab». Unsere Städte wuchern, und rings um sie herrscht ein «unsägliches Dyrcheinander». Es wird geflickt statt großzügig gebaut. Der liberale Staat kann nur mit Verboten eingreifen, er ist im Bauen ein «Polizeistaat». Die Tausende und aber Tausende von Wohnhäusern, Fabriken, Schulen und Geschäftshäusern werden «in einer planlosen, geistlosen und für den Kampf um die beste Lebensform durchaus wertlosen Art erstellt». Dem «Pelz von Kleinhaus-Siedlungen», mit dem sich die Schweiz überzieht, soll darum die «Musterstadt» als Initialzündung den Garaus machen.

Man weiß, daß die Beurteilung der Architektur zu einem großen Teil eine Geschmacksfrage ist, und die Maßstäbe und Stimmungen des Geschmacks wechseln dauernd. Die Behauptung aber, daß «plan- und geistlos» gebaut werde, daß seit 1939 keine neuen Impulse in der Baukunst sichtbar geworden seien, ist einfach falsch. Wer als Laie in Behörden und Kommissionen den Entstehungsweg eines neuen Schulhauses, eines neuen Quartiers verfolgt, wer die verantwortlichen Instanzen einer Gemeinde an der Arbeit gesehen hat, muß die Vorwürfe über ein planloses Wuchern der Städte als absurd zurückweisen. Die neuen Quartiere in den Städten sind sinnvoll gegliedert; die Schulhäuser werden nicht nach einer blutleeren Schablone gebaut; die Bauordnungen zielen auf eine sinnvolle Gliederung der Ortschaften. Ueber das Detail werden die Meinungen immer auseinandergehen; der eine liebt die «Idyllik» der Einfamilienhauskolonie,

NEUE ZÜRCHER ZEITUNG • 29. JANUAR 1955 • FORTSETZUNG

der andere ist von den städtebaulichen Schwerpunkten der Hochhäuser begeistert. Eine ernsthafte Kritik sollte aber konkret sagen, welche Richtung und welchen Stil sie für den einzig richtigen hält (worauf andere die Gegenposition ebenso schlagend rechtfertigen werden), und nicht in Bausch und Bogen das Bauen der letzten Jahre als wertlos verdammen. Wo sind denn die Planskizzen und Projekte der über ihre Kollegen so lieblos herfahrenden Manifest-Architekten für die «richtige» Quartiergestaltung, die «richtigen» Wohnkolonien und die «richtigen» Schulhäuser? Die ziemlich billigen Sprüche über die totale Unfähigkeit der heutigen Bauherren, Stadtplaner und Baubehörden sind noch lange kein Nachweis der konstruktiven Fähigkeiten der aufgebrauchten Kritiker.

*

Aber weder die Stadtgründung noch die Unzufriedenheit mit der herrschenden Baumode machen die Seelenfreude und die Seelenpein der Broschürenschreiber aus. Ihr zentrales Anliegen ist ein politisches, und so darf und muß es auch der politischen Kritik und dem politischen Urteil unterstellt werden. Sie gehen von der *Negation des Bestehenden* aus und scheinen ein mächtiges Vergnügen an «radikaler Kritik» zu haben. Die heutige Schweiz gefällt ihnen nicht. Es ist eine «lächerliche Schweiz», ein Land ohne Auseinandersetzung, ohne Leitbilder, ohne klare Lebensform, ohne bewegende Idee, «ohne Entwurf einer schweizerischen Zukunft». Wir gehören als Schweizer «nicht wirklich der Welt an». Die Konjunktur dominiert und deformiert das Land. Man betrachtet den Kommunismus «irrtümlicherweise» als einzigen Gegner einer schweizerischen Lebensform und übersieht, daß «der amerikanische Antikommunismus, der sich immer unverhohlener der Faschismen bedient», unsere Lebensform nicht schützen wird. Die «amerikanische» Hoffnung (!) auf die Wasserstoffbombe kann nicht unsere Hoffnung sein. Die Blütenlese wird immer aufschlußreicher:

«Wir leben provisorisch»... «Vorhandene Energie wird nicht in Leistung umgesetzt, sondern in Angst vor dem Verlust; vorhandenes Wissen findet keine Anwendung, keine Möglichkeiten»...

«Es fehlt nur die Tat»... «In Wahrheit, nämlich in Hinsicht auf die grundsätzliche Lösung geschieht nichts»... «Wir arbeiten im Zeichen der Resignation»... «Die Schweiz als Ganzes, so scheint es, ist keine Aufgabe mehr; die Schweiz begnügt sich mit Kompromissen, mit halbhatzigen Provisorien, mit zukunftsloser Improvisation von Misere zu Misere»...

Und so plätschert das Plaudermäulchen, das sich — und nur sich — für unerhört originell und geistgetrieben hält, über 54 Seiten seine Philippika gegen die «lächerliche Schweiz» fort und — macht sich selber lächerlich. Denn es bedarf weder des Mutes noch besonderer Kenntnisse, um sich in zumeist hohlen und nichtssagenden Worten und Wortspielen gegen das Bestehende auszutoben, wohl aber einer guten Dosis Kritiklosigkeit, dieses zügellose Treiben mit «Kühnheit» und «Tatenfreudigkeit» zu verwechseln.

1. Phänomen der neuen Zivilisation

Vom leichtfüßigen Verspotten der Gegenwart zur ersten Umkehrung der Werte ist es immerhin nur einen Schritt, und rasch schlägt eine bewußt pointierte Kritik in eigentliche Verachtung des attackierten Gegenstandes — in diesem Falle der Schweiz — von heute — um. Daß die politischen Parteien der Passivität und Langeweile geziehen werden und man bei ihnen «jede Größe eines gestalterischen Willens» vermißt, hat zwar weniger mit Verachtung als mit Aufwärmung eines alten, von den Politikern selber immer wieder erwogenen Vorwurfes zu tun. Zur bescheidenen Ehrenrettung der beliebten Prügelknaben könnte man anführen, daß die Völker im allgemeinen mit langweiligen und «ideenlosen» Parteien besser fahren als mit den Pulverfässern dynamischer Bewegungen; manche von ihnen haben die «Größe eines gestalterischen Willens» mit viel Blut und Tränen bezahlen müssen. Aber wenn die Pamphletisten giftig erklären, daß sie die Schweiz «nicht als Museum, als europäischen Kurort, als Altersasyl, als Paßbehörde, als Tresor, als Treffpunkt der Krämer und Spitzel, als Idylle» wollen, daß wir, sofern wir den weisen Rat der einzigen Kenner und Hüter der «geistigen Schweiz» in den Wind schlagen, zu «Herstellern von Käse, Uhren, Maschinengewehren und Schokolade» herabsinken, daß die Schweiz «das freudloseste Land weitherum» sei, dann stellt sich die Frage, aus welchem geistigen Urschlamm solche Blasen aufsteigen. Die wahre Mentalität der Bilderstürmer enthüllt sich: «Wir wollen», so rufen sie pathetisch aus, «nicht verwaltet werden von der Unbeweglichkeit derer, die alles, was noch nicht realisiert ist, als Utopie abweisen und zu behaupten wagen, das sei die schweizerische Denkart. Wenn sie recht haben, dann hätte dieses Land von uns keine Liebe, keine Leistung und keine Verteidigung zu erwarten.» Und wer sich ihrer «eidgenössischen Ideen», ihrem Verständnis der Demokratie, ihrer Auffassung vom modernen Lebensstil nicht beugt und nicht in den Jammerechor über die «schweizerischen Schlagworte» einstimmt, dem wird das Messer der Drohung auf die Brust gesetzt: «Wer überhaupt nicht einsieht, daß etwas getan werden muß, der soll sich nicht wundern, wenn er eines bitteren Morgens überhaupt nicht mehr befragt wird, was er will.» Eine Handvoll Leute, die ihren Aerger über die konservative und bedächtige Wesensart der Schweiz durch einen kräftigen Schluck aus dem prickelnden Becher der «großen Auseinandersetzung» hinunterzuspülen sucht, hält also die Heimat nicht mehr für lebens- und verteidigungswert, wenn sie sich nicht ihrem Erneuerungsdiktat fügt: Zur Maßlosigkeit der Kritik tritt die Arroganz der Gesinnung.

*

Der rechthaberische und imperative Ton des Pamphlets darf trotz den Entgleisungen nicht auf die Goldwaage gelegt werden. Seine Verfasser hatten wohl mehr im Sinn, «Leben in die Bude» zu bringen, und ihr privates Wohlgefallen an scharfen Formulierungen trägt deutliche Züge einer masochistischen Stilbefriedigung. Der Grundfehler ihres «Programms» ist mit der These gesetzt, daß eine Demokratie ihrem Wesen nach eine «Demokratie der grundsätzlichen Alternativen» sein müsse «oder sie ist nicht». Und weil solche grundsätzlichen Alternativen heute in der Tat fehlen oder nur am Rande spürbar sind, laufen die Kritiker händelnd in einer zufriedenen Schweiz herum und halten nach neuen Ufern sehnsüchtig Ausschau. Gesund ist aber jener Staat, in dem die Bürger nicht ständig von «grundsätzlichen Alternativen» gepeitscht werden, sondern ein ruhiges und anständiges Leben als Menschen führen können. Wir betrachten diese Form der Existenz als die normale und humane; stilwidrig, geistlos und unproduktiv ist nicht die Erhaltung und Weiterführung unserer heutigen schweizerischen Lebensform, sondern die künstliche Beschwörung von Alternativen, mit denen einige Unzufriedene ihr exzentrisches Gelüste stillen möchten.

NEUE ZÜRCHER ZEITUNG • 29. JANUAR 1955 • FORTSETZUNG

Fortsetzung: Neue Zürcher Zeitung
29. Jan. 1955
Nr. 255

Die «Idee der Schweiz» braucht nicht neu erfunden zu werden. Sie ist da und manifestiert sich in der treuen und fleißigen Arbeit des wirtschaftlichen und politischen Alltags, in unseren Institutionen und Strebungen. Die Städtegründer bestreiten den Sinn und die Schönheit dieses Alltags und seiner ethischen und politischen Voraussetzungen. Aber was haben denn *sie* den zahllosen Leistungen der «lächerlichen Schweiz» entgegenzuhalten? «Es ging darum, durch eine Tat uns selber tatfähig zu machen» — die «Tat» besteht in einem Pamphlet und in einem siedlungspolitischen Vorschlag. Ihr Mut, eine polemische Stilübung als Beginn der geistigen Wende der Nation zu deklarieren, ist ebenso zu bewundern wie ihr Talent, mit gerissenen Unverbindlichkeiten einer sachlichen Diskussion auszuweichen.

Das *psychologische Phänomen* — und nur als solches ist der «Wurf» ernst zu nehmen — ist in der Schrift selbst treffend angedeutet: «Endlich ist es auch dem Schweizer wieder möglich, Pionier zu sein, ohne daß er aus der Heimat auswandern muß!» Hätten die Broschürenschrreiber ihren Drang nach dem Neuen, Großen, Monumentalen nicht an dem denkbar ungeeigneten Beispiel eines soliden und dem Gesetz der Evolution verpflichteten Staatswesens zu erproben gesucht und wären sie die Pioniere der Tat, für die sie sich halten, so hätten sie sich nicht als *verhinderte Auswanderer* in die artistische Erregung eines fragwürdigen Pamphlets flüchten müssen und wären der Versuchung entronnen, ihre Gedankengärung in der Form maßloser und anmaßlicher «Urteile» ungeklärt auf eine tüchtige und tüchtigere Umwelt loszulassen.

BASLER NACHRICHTEN • 2. FEBRUAR 1955

Guter Vorschlag — schlechtes Manifest

Max Frisch, einer unserer lebendigsten Schriftsteller und Dramatiker, dessen Gesamtwerk freilich mehr vom Analytisch-Kritischen als vom rein Schöpferischen her bestimmt erscheint, von Beruf Architekt, legt als Sprecher einer kleinen Gruppe in der im Verlag F. Handschin, Basel, erschienenen Broschüre «Achtung: die Schweiz» das Ergebnis einer Diskussion zwischen ihm, Lucius Burckhardt, Markus Kutter und einigen Zuzügern vor. Die Broschüre trägt den Untertitel: «Ein Gespräch über unsere Lage und ein Vorschlag». Es handelt sich um den Vorschlag zu einer Tat, in der sich die Schweiz als Ganzes zu manifestieren hätte: Statt einer Landesausstellung im üblichen Sinn soll auf das Jahr 1964 eine Musterstadt für 10 000 bis 15 000 Einwohner — «die schweizerische Stadt unseres Jahrhunderts» — gebaut werden, «die Gelegenheit bietet, alle lebenswichtigen Probleme unserer Existenz gemäss den neuesten Erkenntnissen in Angriff zu nehmen».

Ein mutiger, ein kühner Vorschlag, ein Aufruf zum grossen «Abenteuer» wie zur nationalen Besinnung und Bewährung — so will es von weitem scheinen. Sobald man sich aber den Vorschlag und die Begründung, in die er eingebettet ist, näher beseht, ergeben sich Fragen über Fragen. Und auch schwere Bedenken bleiben nicht aus. Sie sind grundsätzlicher und sachlich-konkreter Natur. Für wen und zu wem spricht das hinter der Broschüre stehende Arbeitskollektiv? Doch wohl in erster Linie zur jüngeren Generation, deren Begeisterungsfähigkeit und Tatwille noch nicht in der Routine des Alltags erstickt sind. Zu der Generation also, welcher die Landesausstellung von 1939 lediglich eine historische Tatsache bedeutet. (War sie übrigens wirklich «die letzte schweizerische Manifestation»? Ich glaube nicht. Im Gemeinschaftserlebnis des Aktivdienstes hat sich die Schweiz viel eindringlicher — wenn auch weniger festlich — manifestiert.)

Der Vorschlag und seine programmatische Begründung müssten, wäre die Prämisse der Initianten richtig, bei eben dieser Generation eine Grundwelle der begeisterten Zustimmung auslösen. Dies ist bis heute nicht der Fall. Unterhält man sich mit jüngeren Schweizern, die unkonformistisch zu denken gewohnt sind, vor allem mit schöpferischen Künstlern, dann stellt man fest, dass die anfängliche Begeisterung bald einem gewissen Unbehagen Platz gemacht hat. Eine Tat — jawohl. Aber diese Tat, mit dieser «Begründung»? Warum nicht? Weil der Vorschlag zu wenig durchdacht, sachlich ungenügend untermauert und nicht überzeugend begründet ist; weil es sich die Gruppe und Frisch als ihr verantwortlicher Wortführer zu leicht gemacht haben; weil es nicht genügt, das Bestehende um der blossen Kritik und der snobistischen Freude an steriler Gehirnakrobatik willen anzugreifen (wobei gerne zugegeben sei, dass manche Aussetzungen an der heutigen schweizerischen Lebensform ins Schwarze treffen).

Dass das Schweizertum leicht «zum Kostüm wird, das als Kostüm gepflegt wird», ist kaum zu bestreiten. Aber die Wirklichkeit «Schweiz» ist zu vielschichtig und zu komplex, als dass sie mit bestechenden Slogans, die ihrer Natur nach aphoristisch-verallgemeinernd sein müssen, zu umschreiben wäre. Die von Frisch geprägte Formel ist zu einfach. Daher überzeugt die Kritik, die in seiner gewandten Formulierung im einzelnen noch so «begründet» erscheinen mag, gerade die kritischen Geister der jüngeren Generation nicht. Sagen wir es konkreter anhand von zwei Beispielen: Auch die «hilflose, resignierte» heutige Schweiz, die «provisorisch» und «ohne Plan» in einer «heimlichen Angst vor der Zukunft» lebt, kann sich der geistigen Auseinandersetzung zwischen Ost und West nicht entziehen. Und sie tut es auch nicht.

Aber für diese «lächerliche» Schweiz «mit der blinden Emsigkeit der Schildbürger» entbehrt der Kommunismus als «Entwurf» jener «Faszination», von der in dieser generellen Kritik unserer heutigen Lebensform, die in diesem wie in andern Punkten das Merkmal der Unverantwortlichkeit trägt, die Rede ist. Mit der «Faszination» ist es für jeden Schweizer, der die kommunistische Wirklichkeit an einem der Brennpunkte der Auseinandersetzung miterlebt hat, vorbei. Für eine Handvoll Leute mag sie als Versuchung weiterbestehen, zum Beispiel für ein paar Intellektuelle, die sich von den Annehmlichkeiten

des «volksdemokratischen» Kulturfirnis (das gibt es, in anderer Form, auch bei uns!) über die «fortschrittliche» Lebensform hinter dem «Eisernen Vorhang» — in Ostasien spricht man von einem «Bambusvorhang» — hinwegtäuschen lassen.

Wenn an anderer Stelle der Broschüre mit den schweizerischen Parteien, die ich hier nicht zu verteidigen habe, ebenso scharf wie einseitig-ungerecht abgerechnet wird, so ist dazu zu bemerken, dass sich der Vorschlag, wäre er als Idee nicht nur zündend, stark und tragfähig, sondern überdies auch überzeugend begründet, von der jüngeren Generation auch durchsetzen lassen müsste. Vielleicht liegt aber paradoxerweise die Erstarrung und Resignation, welche unter anderem den Parteien vorgeworfen wird, viel eher auf Seiten der Initianten. Man kennt die Politik der Sündenböcke aus jüngster Erfahrung. Ebenso die Flucht ins Kolossale, mit der sich stets die Gefahr eines konformistischen Kollektivismus verbindet: Sie ist viel weniger ein ernsthafter Versuch zur Ueberwindung der modernen Einsamkeit, beziehungsweise der Atomisierung der Gesellschaft, als Ausdruck einer ausgesprochen nihilistischen Grundhaltung.

So oder so fehlt dem Manifest, das mit so viel propagandistischem Aufwand in die Öffentlichkeit getragen wird, die Kraft der Ueberzeugung, die nötig wäre, sollte der Vorschlag tatsächlich zum Kristallisationspunkt einer nationalen Selbstbesinnung — wie sie jeder Generation als Aufgabe

gestellt ist — im Hinblick auf die geforderte Tat werden. Was uns vorgesetzt wird, ist eine mit dem Pathos moderner Pseudosachlichkeit vorgetragene 1.-August-Rede (mit negativem Vorzeichen) — wie sie der zu Recht vergessene «prophetische» Dramatiker Max Eduard Liehburg vor dem Krieg, auf der Höhe seines kurzen Ruhmes, besser gehalten hätte! Es ist kein Kunststück, einen Katalog von Behauptungen aufzustellen, für die man jeden Beweis schuldig bleibt. Für eine vage Zukunftsgläubigkeit aber, die von einem behaupteten Nichts in ein wirkliches Nichts führt, gibt es keinen zwingenden Formausdruck.

In ihrer allgemeinen Formulierung entbehrt vielleicht die Kritik an der heutigen schweizerischen Architektur nicht einer gewissen Berechtigung. Ein neuer Stil aber würde zunächst die Erarbeitung der geistigen und materiellen Grundlagen verlangen, ohne welche jeder Vorschlag blosser Schöngesteier bleibt. In diesem entscheidenden Punkt geht die Broschüre nicht über ein paar unzulängliche Andeutungen hinaus. Warum nehmen die Initianten nicht zuallererst diese Arbeit in Angriff? Ihr Vorschlag könnte nur auf diesem Weg aus der Irrealität befreit werden. Ohne diese Grundlage bleibt das Ganze ein höchst fragwürdiger Ueberbau über einem erst noch zu schaffenden realen Fundament. Der Vorschlag ist somit vorerst ein Schlag ins Wasser — und die postulierte Tat wird kaum über die Publikation der typographisch gut gestalteten Broschüre hinausgedeihen. — Die künftige Lebensform der Schweiz ist aber ohnehin nicht an die Verwirklichung eines solchen Vorschlages gebunden.

Max Altorfer

X 3d
Basler
Nachrichten

2. Feb. 1955

Nº 50

LUZERNER NEUSTE NACHRICHTEN • 5. FEBRUAR 1955

Inlandschau

8055 Spießertum, Arroganz und Wirklichkeit

*Luerner Neueste Nachrichten
5. Febr. 1955*

Rst. Lucius Burckhardt, Max Frisch und Markus Kutter mit ihren Freunden können sich nicht darüber beklagen, daß ihre Broschüre, die sie als Neujahrsgruß im Lande verbreitet haben, nicht beachtet worden sei. Ihr knallrot eingebundenes Büchlein «achtung: die Schweiz» wird von Tageszeitungen und Wochenblättern in seitenlangen Artikeln mehr oder weniger freundlich gewürdigt.

Die genannte Gruppe, ärgerlich über die Satttheit und Verhocktheit des schweizerischen Alltagslebens, macht den Vorschlag, auf das Jahr 1965 hin, statt einer Landesausstellung im herkömmlichen Sinne eine Musterstadt irgendwo in der Schweiz zu bauen. Statt eines Pavillons für den Verkehr wird eine Zufahrt vorgeschlagen, «die dem Besucher am praktischen Beispiel zeigt, wie man den modernen Verkehr zu lösen gedenkt, dazu Parkkeller, Parktürme und Parkplätze für 20 000 Wagen. Wozu ein Pavillon für Landesverteidigung? Wir bauen eine moderne Kaserne für Rekrutenschule und Wiederholungskurse. Wozu ein Pavillon für Landwirtschaft? Wir zeigen einen lebendigen Markt, keinen Milchpavillon, sondern eine Stadt, die auf beispielhafte Art mit Milch versorgt wird — und so weiter! ... Musterschlachthaus, Musterbäckerei, Mustergaragen, Musterbäder, Muster-schulen..., denke jedermann an seinen eigenen Beruf!«

Die munter geschriebene Broschüre endet mit dem Aufruf: «Wer einen besseren Vorschlag hat, soll ihn anmelden. Wer den unseren unsinnig findet, mag uns belehren. Wer ihn verbesserungswürdig findet, mag ihn verbessern. Wer von ihm begeistert ist, soll ihn weitergeben. Wer aber überhaupt keinen Vorschlag haben will, überhaupt nicht einsieht, daß etwas getan werden muß, der soll sich nicht wundern, wenn er eines bitteren Morgens überhaupt nicht mehr gefragt wird, was er will.» Am Echo hat es, wie gesagt, nicht gefehlt: Illustrierte Zeitungen benützten die Gelegenheit zu willkommenen, mit Phantasie ausgestatteten Zukunftsreportagen. Ernsthafte Kritiker, wie der Chefredaktor der «Tat», zeigten sich dankbar dafür, daß eine Gruppe überhaupt sich einmal die Mühe nimmt, über die Existenzberechtigung der heutigen Schweiz nachzudenken. Die «Neue Zürcher Zeitung» dagegen sieht in der Broschüre durch die scharfe Lupe ergrimmter Humorlosigkeit lauter knabenhafte Arroganz und verwahrt sich gegen derartige bodenlose Luftschlösser. Die «Basler Nachrichten» bezeichnen die Idee von der Ausstellungsstadt 1965 als «Guten Vorschlag — schlechtes Manifest», und das «Vaterland» überschreibt die Besprechung, nicht ohne zustimmende Hochachtung, als «Utopia Helvetica». «Utopia» heißt aber übersetzt «Nirgendheim»; das Wort wurde vom englischen Humanisten Morus für eine Insel mit idealen, aber leider nicht zu verwirklichenden Lebensbedingungen erfunden, und seither nennt man Leute mit phantastischen Weltverbesserungsplänen eben Utopisten.

Nun, wir nehmen an, unsere Utopistengruppe wüßte selbst am besten, daß sich ihr Plan nicht durchführen läßt. Es macht ihr jedoch intellektuellen Spaß, einen pfundigen Stein in den stillen helvetischen Teich zu werfen, und die Wellen sind nicht ausgeblieben. Die Steinschleuderer begnügen sich übrigens nicht mit ihrem positiven Vorschlag. Sie benützen ihre Schrift, um unserem Lande, das auch das ihre ist, Langweiligkeit und Satttheit in stärksten Worten vorzuwerfen. «Wir leben ohne Plan in die Zukunft», kritisieren sie. «Unsere politischen Parteien sind passiv. Sie kümmern sich gerade noch um die Gegenwart, um Amtsperioden und um die nächsten Wahlen... Wir wollen die Schweiz nicht als Museum, als europäischen Kurort, als Altersasyl, als Paßbehörde, als Tresor, als Treffpunkt der Krämer und Spitzel, als Idylle; wir wollen die Schweiz als eine Aufgabe.

Es versteht sich, daß die Aneinanderreihung solch harter Vorwürfe als arrogant empfunden wird. Aber revolutionäre Ideen sind noch nie mit behutsamen Umschreibungen populär gemacht worden! Tatsächlich haben wir uns so an die Normalisierung unseres Lebens gewöhnt, daß uns jede ausgefallene Handlung die Gänsehaut über den Rücken jagt. Sehr schwere Verkehrsunfälle, verursacht durch Dummheit oder Rücksichtslosigkeit, pflegen uns zwar nicht aufzuregen. Auch Großschiebereien mit unanständigen Riesengewinnen nehmen wir ohne Rasonieren zur Kenntnis. Wenn aber in jugendlichem Ueberschwang ein paar Burschen Fresken, die sie als ärgerlich empfinden, zerstören, wenn Studenten sich gestatten, ein übles Schmalzstück auszupfeifen, dann wundert sich der Durchschnittsschweizer darüber, daß so etwas schrecklich Polizeiwidriges überhaupt noch vorkommen kann.

Fremde Besucher stellen vielleicht besser fest, was die Schweiz und ihre Bewohner gegenwärtig am Leben hält, als wir dies selbst tun können. Der von Frisch und seinen Gefährten oben angeführte Lasterkatalog trifft gar nicht so weit neben Beobachtungen aufmerksamer Ausländer. In England ist kürzlich ein kritisches Buch Solov'yevitch's erschienen, das hierzulande nicht gerade mit Begeisterung aufgenommen worden ist, weil es manche Dinge erwähnt, die wir nicht wahrhaben wollen. Der Beobachter in London schreibt zum Beispiel:

«Es gibt kein Land, in dem die Geschäftswelt selber so viele Beschränkungen des freien Wettbewerbs eingeführt und aufrechterhalten hätte wie in der Schweiz.

BASLER NACHRICHTEN • 12./13. FEBRUAR 1955

Helvetien und die Liebe zur Geometrie

Dtt. Max Altorfer hat vor zehn Tagen an dieser Stelle auf die Schrift «Achtung: Die Schweiz» aufmerksam gemacht, die Max Frisch in Zusammenarbeit mit Lucius Burckhardt und Markus Kutter sowie einem weiteren Kreis als Heft 2 der «Basler politischen Schriften» herausgebracht hat. Jener Rezension war bereits zu entnehmen, dass es sich bei der Broschüre gewissermassen um ein Doppelwesen handelt, um einen praktischen Vorschlag zur Gestaltung einer kommenden Landesausstellung und um ein Dokument, von dem seine Verfasser behaupten, es sei ein politisches Manifest.

Wir möchten diesen politisch gemeinten Teilen des Heftes noch einige Bemerkungen widmen. Seine rein städtebaulichen und stadtplanerischen Ausführungen halten wir nämlich für durchaus interessant, in der Meinung, der zeitweise höchst utopische Charakter jener Ideen sei doch geeignet, die Diskussion über die Form einer kommenden Landesausstellung zu beleben. Darüber hinaus wären sogar manche Gedanken in diesem Heft geeignet gewesen, die sogenannte Regionalplanung anzuregen, wenn sich die Verfasser mit ihrer überbordend scharfen Kritik gegenüber allem, was die heutige Schweiz ausmacht, diesen Weg nicht selbst versperrt hätten. Es ist nun einmal in menschlicher Hinsicht zu viel verlangt, zu meinen, man könne die offizielle Schweiz in ihrer Gänze abschätzen, hernach aber von dieser gleichen offiziellen Schweiz erwarten, sie sei wohlwollend bereit, auf eine Diskussion der praktischen Vorschläge einzutreten.

Diese Kritik nun auf der einen Seite, ihre Vision einer schweizerischen Musterstadt auf der anderen betrachten die Verfasser als den politischen Gehalt ihres Vorschlages. Ihr Anliegen bringen sie selbst auf die Formel «Was können wir tun? Denn wir müssen etwas tun.»

Sie lassen sich vernehmen, was sie zu dieser Ueberzeugung gebracht hat: In den entscheidenden Auseinandersetzungen unserer Zeit sind wir bis jetzt beiseite gestanden; wir sind zu ohnmächtig, um am Streit der Grossen teilzunehmen; also begnügen wir uns mit dem Geschäft und mit den Vorzügen der Konjunktur; wir lassen Geist und Idee als Zutaten des Daseins gelten; eine zentrale Bedeutung messen wir ihnen nicht bei.

Demgegenüber die Aufforderung zur erlösenden Tat: «Bauen wir eine Stadt. Repräsentieren wir durch sie, vor uns selbst und vor den andern, was die Schweiz ist.»

Interessant an diesem Aufschrei ist zunächst seine Wirkung. Die Verfasser verstanden es, ihre Schrift geradezu schlagartig zu lancieren und mit einer wohlberechneten Massenstreuung den öffentlichen Hinweis auf sie zu organisieren. Mit gutem Ergebnis: Die Schrift wurde gekauft. Wer sich alles zu ihr geäußert hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Unter den Presserezensenten lassen sich drei Gruppen unterscheiden. Die erste bilden die Lancaire; deren Urteil war selbstverständlich positiv. Die zweite bilden einige Idealsozialisten, die das Wort «Plan» in den Bann schlug, so dass sie ihr Hosianna kaum zu verbergen trachten. Die dritte findet sich in der offiziellen und für die Politik des Landes sich verantwortlich fühlenden Presse zusammen. Diese ist fast durch das Band ablehnend, abgesehen von jenen aus den Kreisen des politischen Existentialismus, wo man hinter dem Gedanken natürlich ein neues, abwechslungsreiches und doch nicht zu verpflichtendes Spiel wittert.

Diese Unterschiede in der Reaktion beweisen jedenfalls eines, dass wir es mit einem Zeitdokument zu tun haben. Dabei dürften es zwei Ansatzstellen sein, die ablehnende oder zustimmende Urteile auslösten: Die Frage nach dem Sinn der schweizerischen Existenz und die Art und Weise, wie sich hier im Denken von Menschen unserer jüngeren Generation das Bild der Schweiz widerspiegelt.

Die Frage nach dem Sinn der schweizerischen Existenz ist in drängender Form seit dem Ausbruch des ersten Weltkrieges immer wieder durchgebrochen. Ein Zeitungsartikel reicht nicht aus, um die Entwicklung dieses Problems mit genügender Sorgfalt zu verfolgen. Immer standen dabei zwei Unsicherheiten im Hintergrund: Wie verhalten wir Bürger eines neutralen Landes uns, angesichts der weltweiten Auseinandersetzungen um die

Idee der Freiheit, und was sollen wir tun, um den andern zu beweisen, dass wir «auch einen Zweck erfüllen».

Es sind auf diese Frage viele Antworten gegeben worden. Die eine 1920, als die Schweiz dem Völkerbund beitrug. Andere wollten die humanitäre Schweiz dazu benützen, um ihr Dasein vor dem Gericht der Geschichte zu rechtfertigen. Andere wiederum kreisten mit ihrem Denken um die Idee des «Musterstaates», einer «Neuen Schweiz», in der sich ein sozial durchorganisiertes, sorgloses Leben für alle wie geschmiert abwickeln würde; und noch einmal andere wollten die eidgenössische Vielfalt zum Nutzen Europas aktivieren. «Achtung: Die Schweiz» ist in solchen Zusammenhängen zu sehen. Schon der Titel sagt es: Tun wir etwas, was die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf uns lenkt; was diese Welt zum Kompliment zwingen wird, «die haben doch erstaunlich viel los». Und was uns dann so ein wenig den Cauchemar der Kleinheit nähme.

Wir verstehen, dass es Junge sind, die solches möchten. Aber auf dem rechten Weg sind sie trotzdem nicht. Es wird in «Achtung: Die Schweiz» mit der Landi von einst argumentiert und darauf hingewiesen, was für eine Kraft sie auszuströmen vermocht hatte. Doch nur deshalb, weil sie in einen Zeitpunkt fiel, da besonders wir Deutschschweizer vom Gang der geschichtlichen Dinge unmittelbar gezwungen waren, uns Rechenschaft zu geben, über das was wir sein wollten und das was wir waren. Deshalb wurde die Landesausstellung vom Jahre 1939 beinahe spontan zur Demonstration des schweizerischen Daseinswillens. Eine spätere Ausstellung kann das auch werden. Aber nicht durch gezielte Propaganda, sondern nur aus allmählichem Reifen und Werden heraus. Alles gigantische Gründergetue sprengt nun einmal die Proportionen des Kleinen und drängt das Erhabene rasch in die Nähe des Lächerlichen. Könige und Tyrannen haben Städte gegründet, um sich Bewunderung und Nachruhm zu verschaffen. So zuletzt Mussolini mit der Stadt «Littoria». Für die Schweiz kann die Idee einer derartigen Ausstellungstadt nie der Beginn eines geistigen Umschwunges sein, nur deren Ergebnis.

Damit sind wir bei unserem zweiten Vorbehalt. Das also ist das Bild der Schweiz, wie die Jungen es sich zurecht legen: Eine helvetische Einheitsstadt, in der sich Aargauer, Zürcher, Basler, Welsche und Tessiner gleich wohl fühlen würden, bereit als Dauerausstellungisten sich der Welt zu zeigen. Eine Stadt, gegründet auf Anregung eines Initiativkomitees, durchgesetzt mit wohlwollendem Druck auf jene widerspenstigen Gemeinden und Kantone, die aussersehen wären, die Wunderstadt auf ihrem Gebiet zu bauen. Begriffe wie Föderalismus und Gemeindeautonomie existieren in diesem Bild nur noch als Funktionen, nicht mehr als Elemente. Die Verfasser denken rein städtisch. Die Frage, wie zum Beispiel die Bauern dazu zu bringen wären, Land für die Neugründung abzutreten (nachdem sie kaum dazu zu bringen sind, so oft es Land braucht für Umfahrungsstrassen, Exerzier- oder Flugplätze), stellt sich den Verfassern nicht; die Städter bilden ja ohnehin die offensichtliche Mehrheit. Und so könnte man fortfahren.

Basler Nachrichten
12/13 Feb 1955

BASLER NACHRICHTEN • 12./13. FEBRUAR 1955 • FORTSETZUNG

Mit dieser Feststellung darf man sich nun aber gerade nicht begnügen. Wenn es nämlich eine Generation geben sollte, für die jene erwähnten Dinge nur mehr den Wert überkommener Klischees besitzen, so spiegelt sich darin nicht deren Bosheit und Entartung wider, sondern die Tatsache, wie weit die strukturellen Veränderungen von grosser Konsequenz bereits gediehen sind, in denen wir uns befinden. Um anzudeuten, was wir meinen: Die Stadt Zürich, die mit ihren 400 000 Menschen zum grössten unaufhaltsam wachsenden helvetischen Sammelbecken geworden ist, bedeutet damit für den Kanton Zürich wie für das Gleichgewicht der Eidgenossenschaft ein mit echter Spannung geladenes Problem; die neu auflebende Diskussion über die Basler Wiedervereinigung ist in der gleichen Richtung zu sehen; die unendlichen Diskussionen über den Ausbau des schweizerischen Hauptstrassennetzes und über die drohende Gefahr, die Schweiz könnte international abgeschnitten werden, deuten ähnliches an. Wir befinden uns mitten in einer Wanderbewegung und in einer Veränderung der alten sozialen Struktur, die weit umfangreicher ist als alles, was sich zwischen 1860 und 1914 abgespielt hat.

Wirken gegenüber solchen Erscheinungen manche Ideen in «Achtung: die Schweiz» nicht wie der alarmierte Hilferuf einer heranwachsenden, denkenden Generation, die die Verantwortlichen etwas unwirsch anfleht, ihr doch zu sagen, wie man Technik, Industrialisierung und fortschreitende Auflösung unseres Lebens in Bewegung mit dem alten Bild der vielgestaltigen, föderalistischen, von unten nach oben sich regierenden Schweiz in Übereinklang halten könne?

Jedenfalls nicht mit der Liebe zur Geometrie. Die Veränderungen, deren Zeugen wir Zeitgenossen sind, haben geschichtlichen, elementaren Charakter und sind mit ästhetischen Mitteln niemals zu parieren. Nicht darum kann es sich handeln, von den Gefahren der Kleinheit dadurch abzulenken, dass man das Volk mit einer Städtegründung beschäftigt und die Bedrohung unsichtbar macht. Es geht einfach darum, dass die Schicht der Verantwortlichen in unserem Volke weiss, unsere Kleinheit sei im Zeitalter der gigantischen Lösungen eine Aufgabe, sie verlange gewissermassen den Gegenbeweis. Wenn wir an den Sinn unserer Kleinheit nicht mehr glauben, so hilft keine Geometrie weiter. «Obacht, Schweizer»: Der Zuruf ist angebrachter als je früher. «Achtung, die Schweiz» werden die ändern sagen, wenn wir das Obacht vernommen haben.

Basler Nachrichten
12/13. Febr. 1955 N° 66

DIE WELTWOCHEN • 18. FEBRUAR 1955

Zwei Stimmen zur «Zukunftsstadt»

Wir veröffentlichen hier zwei weitere Stimmen zum Vorschlag «Zukunftsstadt statt zweite Landi» — die ablehnende des Schaffhauser Stadtpräsidenten Nationalrat Walter Bringolf und die wenigstens durch ihren klarumrissenen Gegenvorschlag positive der Architektin Sylvia Kugler.

Nationalrat Walter Bringolf

Der erfahrene und initiativ Stadtpräsident von Schaffhausen, hat die Broschüre, was ihren brillanten Stil betrifft und das dialektische Jonglieren mit Worten und Begriffen, mit Vergnügen gelesen, aber so,



Walter Bringolf

wie sie ihm geschrieben scheint — mit etwas mangelnder Gründlichkeit!

Enttäuscht war er dann allerdings, dass dem grossartigen Beginn, dem Aufruf und Aufbruch — der einem wie eine Renaissance des Expressionismus der zwanziger Jahre vorkommt —, doch nichts weiter folgte als der Vorschlag für eine nächste Landesausstellung. Wie sie im Nacherlebnis die Landi 1939 schildern, ist ganz ausgezeichnet. Genau so hat er es auch empfunden. Was sie aber von den «künftigen Entscheidungen» sagen, «...da wird es leider um ganz andere Dinge gehen als um die Gründung einer Stadt». Denn die drei Autoren haben dort, wo sie von der «offiziellen Schweiz vor 1939» reden (S.11), nicht begriffen, dass im Schweizer sowohl der Geist des «Fähnleins der Sieben Aufrechten» wie die Möglichkeit zum Generalstreik stecken. Dass der Generalstreik eben keine Revolution gegen das Privateigentum war, sondern eine echte Manifestation, die in der Erinnerung heute noch so stark in allen Lagern nachwirkt, dass sie die Schweiz vor dem Rückfall in die alte reaktionäre Ära bewahrt. Andererseits sind wir jetzt auch nicht aufgefordert, «antiamerikanisch» zu sein, sondern nur, aus der klaren Distanz möglichst richtig zu beurteilen, was dort drüben geht. Nicht zu vergessen, dass die Amerikaner eine sehr ausgeprägte Lebensform haben, für die besonders die Schweizer Jugend recht anfällig ist!

Könnte demgegenüber die vorgeschlagene *Neue Stadt* «die Musterstadt», «die Stadt unseres Jahrhunderts», die Manifestation unserer heutigen Lebensform sein? Walter Bringolf bestreitet es heftig. Die drei Autoren leben zu wenig in direkter Beziehung zur bestehenden Stadt, denn sonst hätten sie längst gespürt, dass jede Stadt ein lebendiger Organismus ist, der seinen Lebensrhythmus hat, genau wie ein Mensch, dass die Stadt genau wie er eine Vergangenheit hat und ihre von Jahrhunderten geprägte Persönlichkeit. Diesen Kräften kann man sich nicht entziehen und soll man sich nicht entziehen. Vielmehr gilt es immer wieder, den inneren Ausgleich zwischen den Forderungen der modernen Entwicklung und dem Bestehenden zu finden. Aber das sind Probleme, die man nur in der eigenen, und nicht in einer neuen Musterstadt lösen kann.

Vor allem wird eine Neugründung eine der wesentlichsten Aufgaben der Stadt — ihren Bewohnern das Gefühl der Heimat und des Geborgenseins zu geben — auf lange Zeit nicht erfüllen können.

Der Begriff der «Pionierstadt» wirkt hier verwirrend. Auswanderer bauen sich nicht Häuser, um Städte zu gründen, sondern, um für ihre Beschäftigung am neuen Ort ein Obdach zu haben. Erst in den folgenden Generationen wird sich dann zeigen, ob diese Häuser und Siedlungen die organische Kraft hatten, sich zu einer Stadt auszuwachsen. Erst im Rückblick kann also von einer Tat gesagt werden, ob sie Pionierleistung war. Allein aus römischer Zeit haben wir in der Schweiz genug Beispiele für Siedlungen, die nie Städte wurden, sondern verschwanden.

Die drei sind in jeder Beziehung viel zu ängstlich, was die Zukunft der Städte wie der eidgenössischen Gesellschaft angeht. «Planlos wuchern» die Städte ja nur dort, wo die Architekten nicht genug Einsicht, Selbstdisziplin und Begabung haben, um

das Anzubauende mit der bestehenden Stadt in eine organische Einheit zu bringen. Wo sie jede architektonische Modeströmung mitmachen, wo sie heute mit den gleichen Theorien die Notwendigkeit von Hochhäusern begründen, mit denen sie gestern für aufgelockerte Siedlungen von Einfamilienhäusern eintraten. Als wenn es sich um die Anschaffung von Kleidern handelte und nicht um Bauten, die wenigstens ein paar Jahrzehnte Bestand haben sollten!

So sympathisch er die drei jungen Leute auch findet, so muss er ihnen dann doch testieren: «sie verkennen, dass eben doch etwas in den Schweizer Städten geschieht, und zwar mehr als sie bis jetzt zur Kenntnis genommen haben. Sie verkennen aber auch» — und das sagt Walter Bringolf nun ausdrücklich als Sozialist — «dass es

in der Schweiz Menschen gibt, die aus ihrer Weltanschauung heraus an eine bessere Zukunft und trotz aller Enttäuschungen an das Land und das Volk glauben. Die Autoren kennen eben auch diese Leute nicht, die ohne Aussicht auf Entschädigung, aus selbstlosem Idealismus für die Partei wirken. Wo es noch solche Menschen gibt, da ist das Volk doch gesund, da kann man doch noch etwas machen, und da ist für das «Malaise» auch kein Platz.»

«Wollte ich den advocatus diaboli machen» — erklärte Walter Bringolf zum Schluss — «dann würde ich den drei sympathischen Typen den Kredit für die neue Stadt bewilligen. Ich würde es ihnen sogar nachsehen, dass sie in neun Jahren mit der Musterstadt nicht fertig würden und den Termin verlängern. Aber die drei müssten die Verantwortung tragen. Dann würden sie nämlich so viel vom Städtebau lernen, dass sie merken würden, dass sie nun gerade etwas vorgeschlagen haben, das nicht organisch gewachsen und keine Frucht ist.»

Maria Netter

270
18 Feb 55

DIE WELTWOCHE • 18. FEBRUAR 1955 • FORTSETZUNG**Nicht Stadt – sondern Akademie!**

Es ist noch kein Jahr her, dass ich zum erstenmal eine Stadt sah, welche aus ganz ähnlichen Gründen gebaut wurde wie die Landi-Stadt, die uns Max Frisch vorschlägt. Um zu beweisen, dass ihr Gründungsland – diesmal das Italien des Faschismus – stark sei, lebendig, kraftvoll. Nebenbei bestand ein wirtschaftlicher, realer Grund für ihre Entstehung: die trockengelegten pontinischen Sümpfe verlangten nach einem Zentrum. So spross zwischen Rom und Neapel die Stadt Latina in wenigen Jahren aus dem Boden, der Traum jedes städtegründenden Architekten, mit wohlgeplantem Zentrum von Rathaus, Läden, Theater, Kino und Wandelgängen, mit exakt angelegten Wohnvierteln und Industriequartieren, mit genügend breiten Strassen und überlegten Höhen der Häuser. Wenn ich jedoch sechs Monate in Latina leben müsste, würde ich wahrscheinlich aus der Haut fahren. Nicht deshalb, weil die ästhetischen Details, die wuchtigen Säulen und schweren Gesimse der Mussolini-Architektur uns in keiner Weise entsprechen, sondern deshalb, weil eine so künstlich vorbestimmte, so restlos geplante Atmosphäre herrscht, dass ich schliesslich sowohl an meiner wie an der Realität meiner Kinder und meiner Gedanken zweifeln müsste und in ihnen ebenfalls die vorbestimmten und geplanten Details eines von oben her diktierten Lebensplans vermutete.

Gerade weil ich die gegründete Stadt Latina gesehen habe, glaube ich nicht an die Richtigkeit einer Landi-Stadt, deren Grund ausschliesslich in ihrem «Stadt-Sein» besteht. Ganz anders wäre es, wenn diese Stadt Ausfluss eines Gedankens, einer Idee, einer Notwendigkeit wäre.

Liegt nicht eine solche tragende Idee bereits ausgearbeitet da, bereit, aufgegriffen und ausgestaltet zu werden? Es ist dies der überlegene, nicht nur für die Schweiz, sondern für ganz Europa wichtige Plan einer Akademie von Walter Robert Corti, aufgestellt und erklärt in der letzten Septemhernummer des «Du» (dass das Heft in wenigen Tagen ausverkauft und vergriffen war, zeugt für das grosse Interesse!), der Plan zu einer Gelehrten-siedelung, welche die Forschungen aller Wissenszweige zur übersichtlichen und allgemeinverständlichen Synthese bringen will. Corti nennt diesen Ort Akademie in dankbarer Erinnerung an Platons Gründung der Akademie und denkt an «eine weitläufige Siedelung in stiller, besinn-

licher Ländlichkeit, einen Ort, klein begonnen, doch gross genug gewählt, um später dem Ganzen des Erforderlichen genügend Raum zu bieten».

Welch ein Vorwurf für unsere Städtegründer! Ein bleibender Kern von zentralen Gebäuden mit Bibliotheken und Instituten, mit Saalbauten, Ausstellungshallen und Wohnungen für die Gelehrten und ihre Familien aus aller Welt müsste erstellt werden, ein Hotel, Archive. Dies alles, zusammen mit einer Reihe von eigentlichen «Landi-Bauten» provisorischer Natur, wäre zur Landi-Zeit als Ausstellung zu benutzen, wo sich über die Schweiz hinaus der Geist Europas manifestieren dürfte. Ist die Ausstellungszeit verflossen, so werden die bleibenden Gebäude, wird der Kern seinem eigentlichen Zwecke, seiner wirklichen Bestimmung zugeführt und bleibt bestehen – Erinnerung sowohl als Ausdruck unsrer Zeit, beseelt von wirklichem, positivem, vorwärtstrebendem Geiste, der die Gegenwart nicht kritisieren, sondern aus ihrer Zerrissenheit befreien möchte! S. Kugler

A.-Z. ARBEITERZEITUNG BASEL • 7. MÄRZ 1955**Rasch fertig ist die Jugend mit dem Wort**

Zur Broschüre «Achtung: die Schweiz»

Im vergangenen Monat ist in unserem Lande eine Broschüre erschienen, die bereits in verschiedenen großen und größten Zeitungen zu aufgeregten Reaktionen geführt hat. Das rote Büchlein, dessen graphische Gestaltung übrigens mit zu den positiven und interessanten Seiten der Schrift gehört, heißt «Achtung: die Schweiz» und wird von seinen Verfassern als «Ein Gespräch über unsere Lage und ein Vorschlag zur Tat» bezeichnet. Die Autoren sind der bekannte Schriftsteller Max Frisch, die beiden jungen, aus verschiedenen Referendums-kämpfen der letzten Zeit bekannten Basler Lucius Burckhardt und Markus Kutter sowie einige Architekten und weitere Mitarbeiter. Das kleine Werk, das von der «Neuen Zürcher Zeitung» als «fragwürdiges Pamphlet», von den «Basler Nachrichten» als «schlechtes Manifest» bezeichnet worden ist, setzt sich entsprechend seinem Untertitel zwei Ziele: die ernsthaft Befassung «mit unserer Lage» und das Projekt einer «Tat».

Wir möchten gleich eingangs festhalten, daß das zweite Ziel — trotz aller Einwände, die gegen die oberflächliche Art seiner Darstellung erhoben werden können — den relativen Wert der Broschüre ausmacht. Mit ihm wollen wir uns deshalb zuerst beschäftigen.

Die vorgeschlagene «Tat» soll eine Städtegründung sein. Die Verfasser von «Achtung: die Schweiz» sind der Meinung, daß es im Jahre 1964, das heißt im Jahre der nächsten fälligen Landesausstellung nicht wieder darum gehen könne, eine große nationale «Schau» zu arrangieren, sondern daß vielmehr ein bleibendes «Werk» zu entstehen habe. Dieses Werk soll eine Stadt sein, eine vollkommen neue schweizerische Stadt auf der Basis unserer modernen siedlungspolitischen, verkehrspolitischen und technischen Errungenschaften und Erfahrungen, die etwa 15 000 Einwohner zählen müßte:

«Fangen wir an — wir, das heißt alle, welche die Schweiz nicht für eine Mumie halten — zum Beispiel: Irgendwo in der Schweiz, wo heute noch kein Haus steht oder nur eine alte Scheune, aber keine Siedlung, die den trügerischen Anschein erweckt, daß hier bereits etwas Städtebauliches geschehen sei, irgendwo in einem nicht allzu nassen Ried oder in einem nicht allzu engen Tal, irgendwo jedenfalls, wo es keine historischen Heiligtümer hat und wenn möglich auch keine Gletscher, irgendwo in unserem lieben Lande der Freiheit stecken wir vier Stecken, die etwa drei oder vier Quadratkilometer umzirken, und bauen endlich die Stadt, die der Schweizer braucht, um sich in diesem Jahrhundert einzurichten.»

Man wird zugeben, daß diese Idee auf den ersten Blick «nicht ganz ohne» ist. Eine neue Stadt als Manifestation schweizerischer Lebensform unserer Zeit, eine Stadt, in welcher der Straßenverkehr nicht gegen überkommene Hindernisse mittelalterlicher Straßenzüge aufkommen muß, sondern von Anfang an groß-

zügig und zeitgemäß konzipiert werden kann, eine Stadt, in der die Bahnhof-Ingenieure nicht einen alten Bahnhof unter beschränkten Verhältnissen modernisieren müssen, sondern vielmehr den fertigen Bahnhof der zweiten Jahrhunderthälfte planen und hinstellen können, eine Stadt, in der die Großschlachtereien, die Großbäckereien, die Großgaragen, das Schwimmbad, die Schulen, die Kinos, die privaten und öffentlichen Betriebe und die Wohnviertel und alle andere nach neuzzeitlichen Gesichtspunkten konstruiert — anstatt saniert und modernisiert — werden können, das alles hat zweifellos etwas Bestechendes. Es mag eine Utopie sein, aber es ist wenigstens eine fesselnde Utopie. Die Schwierigkeiten der Durchführung liegen wahrscheinlich nicht einmal vor allem auf finanziellem Gebiet — Geld ist heute genug vorhanden, und für profitversprechende Investitionen in einer neuen Stadt könnte es unter Umständen mobilisiert werden — sondern in der Beschränktheit unseres Raumes und in unseren Rechtsverhältnissen. Es müßten ja Kantons- und Gemeindeautonomien durchbrochen werden, indem man eine neue Gemeinde schafft und ihr Land zuspricht. Die neue Stadt soll nach Ansicht der Verfasser auch ein Beispiel vernünftiger Siedlungspolitik werden, und hier — in ihrer Anklage gegen die in unserem Lande bisher betriebene Art und Weise der Ausdehnung unserer Städte und Industriedörfer — muß man ihr Bemühen sicher schätzen. So, wenn sie schreiben:

«Man sehe sich unsere Siedlungen an! Sie sind gar nicht gewachsen, sondern aus dem Boden gestampft, den die Spekulation oder der Staat hierfür erkoren haben. Sie sind geplant, aber man soll's nicht sehen, und nun kommen die Architekten (eine gewisse Sorte von Architekten) mit ihrer Kosmetik, die sie für Architektur halten: nämlich sie stellen die 470 Häuslein etwas schräg zueinander und so, als wären sie wie ein altes Dorf im Lande im Laufe der Jahrhunderte gewachsen... Was will man mehr? Zwar haben wir bald kein Land mehr, um in dieser Art weiterzudörfern, aber ein bißchen haben wir schon noch.»

Von keinem Baufachmann wird heute mehr behauptet, daß der dörflich-städtische Häuschenpflanz, der von unseren Ortschaften aus in beängstigendem Tempo das spärliche Bauernland überwuchert, eine glückliche Erscheinung sei. Wer heutzutage von irgendeiner Anhöhe aus ins untere Baselbiet hinabblickt, beispielsweise ins Birstal, den ergreift unwillkürlich der Kummer über das unschöne Bild und die Landverschwendung, die sich einem hier demonstrieren.

A.-Z.
Arbeiter-Zeitung
Basel 7 März 1955
Nr. 55

A.-Z. ARBEITERZEITUNG BASEL • 7. MÄRZ 1955 • FORTSETZUNG

Fortsetzung:
2. Arbeiter-Zeitung

Man wäre also unter Umständen geneigt, einem Versuch beizupflichten, der gewissermaßen im Laboratorium einer vollkommen neuen Ortschaft die ganzen Beziehungen zwischen moderner Technik und Industrialisierung einerseits und schweizerischer Kultur und Landesplanung andererseits einer Prüfung unterwürfe. Bei näherem Zusehen melden sich aber auch hier Bedenken. Könnte die vollkommen neue Stadt den gültigen Prüfstand bilden? Die Autoren der Broschüre wollen ja keine grundsätzlichen Reformen unserer Rechts- und Wirtschaftsordnung. Die neue Stadt würde also — selbst wenn sie nach den vorhandenen Plänen zustande käme — nur sehr kurze Zeit das ideale Bild präsentieren, das den Verfassern vorschwebt. Dann würde die Bodenspekulation, der Zustrom neuer Einwohner und die Ausdehnung der Siedlung auch hier Platz greifen, man müßte bald überall erweitern und sanieren, und der gewünschte Effekt wäre dahin. Denn auch in einer neuen Stadt würden die alten Menschen wohnen.

Und mit der neuen Stadt würde auch die Kamalität der Siedlungs- und Verkehrsverhältnisse unserer bestehenden Ortschaften nicht gelöst. Hier, in unseren organisch gewachsenen Gemeinwesen, welche die Menschen im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende auf Grund ihrer wirtschaftlichen Bedürfnisse geschaffen haben, stellen sich dem Schweizervolk und der jungen Generation die großen Aufgaben unserer Zeit und nicht auf dem Reißbrett einer Experimentierstadt.

Die «Mumie Schweiz»

Hier nun, in allem, was über die neue Stadt hinausgeht, im «Gespräch über unsere Lage» schwelgt die Broschüre in einer ironisierenden und sarkastischen Verneinung des Bestehenden, die einen an gewisse literarische Auswüchse des Frontenfrühlings erinnern würde, wenn nicht an einigen Stellen eine klare Verurteilung des Nationalsozialismus erkennbar wäre.

Einige Zitate aus der Schrift mögen dies darlegen:

«Es werden Millionen um Millionen, wobei wir jetzt lediglich an die öffentlichen Gelder denken, Jahr für Jahr verbaut: für eine provisorische Schweiz, eine bereits überholte Schweiz, die uns über den Kopf wächst und immer fremder wird und mit unseren Problemen nicht fertig wird, eine Schweiz, die nicht einmal weiß, wie sie in Zukunft aussehen möchte, eine lächerliche Schweiz mit der blinden Emsigkeit der Schildbürger.»

«Sind wir nicht das freudloseste Land weit herum? Unser Ziel ist ein politisches, wobei wir unter Politik eben etwas anderes verstehen als die derzeitige Geistlosigkeit, die sich in ein paar Lagern feindlicher Bürokratien, Parteien genannt, etabliert hat.»

«Der Kommunismus, heute als der akute und irrtümlicherweise sogar als der einzige Gegner einer schweizerischen Lebensform betrachtet... Der amerikanische Antikommunismus, der sich immer unverhohlener der Faschismen bedient, wird die schweizerische Lebensform nicht schützen... Auch die Hoffnung auf die Wasserstoffbombe, die amerikanische, ist nicht unsere Hoffnung.»

«Die Schweiz als Ganzes, so scheint es, ist keine Aufgabe mehr; die Schweiz begnügt sich mit Kompromissen, mit halbhatzigen Provisorien, mit zukunftsloser Improvisation von Misere zu Misere... das Schweizertum wird zum Kostüm, das als Kostüm gepflegt wird... Wir wollen die Schweiz nicht als Museum, als europäischen Kurort, als Altersasyl, als Paßbehörde, als Tresor, als Treffpunkt der Krämer und Spitzel, als Idylle.»

Die Verfasser wollen eine «geistige Schweiz», und sie wollen nicht sein, «wofür man uns weiterum hält: Hersteller von Käse, Uhren, Maschinengewehren und Schokolade, ein Volk der Händler, die zufrieden sind, wenn sie viel verdienen». Unsere Demokratie soll im Zeichen «grundsätzlicher Alternativen» stehen, und «man ist nicht realistisch, indem man keine Idee hat».

Das mag genügen. Im übrigen: auch die Verfasser haben — abgesehen von der Städtegründung — keine Idee. Wenigstens führen sie in ihrer Broschüre keine aus. Sie erschöpfen sich vollständig darin, von ihrer vermeintlich hochgeistigen Warte herunter gegen die Schweiz und ihre Offiziellen zu polemisieren, wobei man spürt, daß die Freude an spitzen und scharfen Formulierungen manchmal wichtiger ist als der Inhalt der Aussage. Die Behauptungen werden nicht bewiesen, die neuen geistigen Grundlagen werden wohl verlangt, doch fehlt der Broschüre gerade in dieser Beziehung jeder auch nur andeutungsartige Hinweis. Der angebliche Zukunftsglaube überzeugt nicht, weil ihm jeglicher Formausdruck fehlt. Die Kritik an den politischen Verhältnissen unseres Landes läßt eine weitgehende Unkenntnis dieser Verhältnisse verspüren. Wie kann man im Januar 1955 eine Schrift veröffentlichen, die der schweizerischen Demokratie die «grundsätzlichen Alternativen» ab spricht, zwei Monate vor einer Abstimmung, bei der es um nicht mehr und nicht weniger geht, als ob die Preisentwicklung in unserem Lande frei vor sich gehen oder ob sich der Staat aus sozialen und volkswirtschaftlichen Rücksichten um sie annehmen soll? Wenn mit den «grundsätzlichen Alternativen» allerdings etwas Weitergehendes gemeint sein sollte, gewissermaßen eine heroische Form der Politik ohne Kompromisse, so müssen es sich die jungen Leute gesagt sein lassen, daß wir es vorläufig noch vorziehen, in einem Lande zu leben, in dem zwischen Deutsch und Welsch, zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, zwischen Katholisch und Protestantisch die notwendigen Angleichungen vollzogen werden — und wir glauben, daß gerade dieses Streben nach Ausgleich und Rücksichtnahme in der schweizerischen Idee verwurzelt ist, ohne daß man sich im Zeichen der «grundsätzlichen Alternativen» den Schädel einschlägt. Zu sehr überwiegt im allgemeinen Teil der Broschüre der Eindruck, daß hier persönliche Enttäuschungen auf ein Gesamtbild der Schweiz transponiert worden sind. Das hindert die Verfasser nicht daran, in ultimativer Weise zu drohen:

«Wenn sie (die Offiziellen) recht haben, dann hätte dieses Land von uns keine Liebe, keine Leistung und keine Verteidigung zu erwarten.»

Recht haben wollen nur sie, die Autoren von «Achtung: die Schweiz». Wer es nicht glauben will, kann sich auf folgendes gefaßt machen:

«Wer überhaupt nicht einsieht, daß etwas getan werden muß, der soll sich nicht wundern, wenn er eines bitteren Morgens überhaupt nicht mehr befragt wird, was er will.»

Für diesen arroganten Ton der Ausschließlichkeit wird sich das Schweizervolk bedanken. Leider werden in der Broschüre die positiven Seiten von der — im tiefsten Grunde einem Minderwertigkeitsgefühl entsprungenen — polemischen Negation überwuchert, das Resultat ist keine «Hochstimmung» für die neue Stadt, sondern eine Verstimmung der Leser. miv.